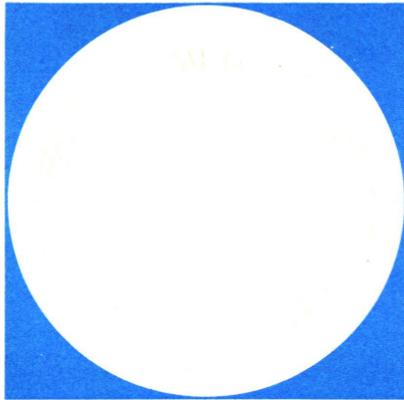


241



WERTEWANDEL.  
KULTURELLE FOLGEN  
DES SOZIALEN  
FORTSCHRITTS



# WERTEWANDEL. KULTURELLE FOLGEN DES SOZIALEN FORTSCHRITTS

FESTVORTRAG  
Prof. Dr. Hermann Lübbe  
Vorsteher des  
Philosophischen Seminars  
der Universität Zürich  
Rämistraße 71, Zürich

Am 16. Mai 1985 in Regensburg  
anlässlich der 74. Fortbildungstagung für Ärzte



Linn

Professor Dr. phil. Hermann Lübbe, geboren am 31. Dezember 1926 in Aurich/Ostfriesland, studierte an den Universitäten Göttingen, Münster und Freiburg im Br. Philosophie und Sozialwissenschaften. Nach der Promotion in Freiburg im Br. Assistententätigkeit an den Universitäten Frankfurt, Erlangen und Köln. 1956 Habilitation an der Universität Erlangen, anschließend Dozententätigkeit und Professuren an den Universitäten Erlangen, Hamburg, Köln und Münster. 1963 bis 1969 ordentlicher Professor für Philosophie an der Ruhr-Universität Bochum. 1969 bis 1973 ordentlicher Professor für Sozialphilosophie an der Universität Bielefeld. Seit 1971 ordentlicher Professor für Philosophie und Politische Theorie an der Universität Zürich.

Prof. Dr. Lübbe übernahm zusätzlich von 1966 bis 1969 Aufgaben im Staatsdienst als Staatssekretär im Kultusministerium von Nordrhein-Westfalen, anschließend von 1969 bis 1970 als Staatssekretär beim Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen.

Prof. Dr. Lübbe ist Autor von bisher 14 Buchpublikationen aus den Bereichen Philosophie und Politische Philosophie. Weitere Beiträge erschienen in Sonderdrucken sowie in- und ausländischen Fachzeitschriften. Auch als Herausgeber philosophischer Publikationen anderer Autoren trat Prof. Dr. Lübbe hervor. Er ist Mitherausgeber des Historischen Wörterbuchs der Philosophie seit 1971 und Mitherausgeber der Zeitschrift für Politik seit 1974.

In den Jahren 1975 bis 1978 war er Präsident der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland. Er ist Mitglied der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften zu Düsseldorf sowie des Deutschen P.E.N.-Clubs und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz.

Die kulturdiagnostische Theorie vom sogenannten Wertewandel stammt, wie so vieles andere Neue auch, aus den USA. In Deutschland hat man von dieser Theorie einen Gebrauch gemacht, der weit über Zwecke der Erweiterung unserer Kenntnis dessen, was der Fall ist, hinausreicht. Die These vom Wertewandel ist zu einem Instrument der Ideologepolitik geworden.

Das möchte ich vorweg in Kürze erläutern. In der Theorie des Wertewandels hat man zunächst insbesondere diejenigen Lebenseinstellungen thematisiert, deren kulturelle Geltung sich gegenwärtig tendenziell abschwächt. Für traditionelle Einstellungen zur Berufs- und Arbeitswelt gilt das. Generell sind die sogenannten sekundären Tugenden von dieser Tendenz betroffen –: Ordnung, Disziplin, Fleiß, Pflichterfüllungseifer. Man kann sich diesen Bestand aber auch, wenn man über die Gabe kräftig ausgeprägter Erinnerung verfügt, anschaulich vor Augen rücken, indem man etwa die Anmutungsqualität, die deutsche Schulen und Hochschulen Anfang der sechziger Jahre boten, mit der leicht demonstrativen Unordnung, ja Schmutzdeliquenz vergleicht, wie sie bis tief in die siebziger Jahre hinein zu beobachten war. Wildes Plakatieren galt plötzlich nicht mehr als Sachbeschädigung sowie als Belästigung anderer, sondern als respektheisender Beweis politischer Engagiertheit. Der Hinweis auf die Unzuträglichkeit der Verschmutzung von Wänden konnte nicht mehr mit Erfordernissen von Ästhetik und Hygiene oder gar mit Rekurs auf geltende Anstaltsregeln begründet werden, sondern, allenfalls, mit Anforderungen ausgebotener proletarischer Solidarität mit der Lage von Hausmeistern und Putzfrauen.

Gewinner im Wertewandel waren, zu Lasten der genannten und weiterer sekundärer Tugenden, Lebensorientierungsgrößen wie diese: Kreativität, Sensibilität, Solidarität, vor allem aber die sogenannte Selbstverwirklichung.

Je nach Geltungsdominanz der einen oder der anderen Wertorientierung ergeben sich dann gewisse Persönlichkeitsprofile – auf der einen Seite das kreative, sensible, solidarisch fühlende und handelnde, seiner Individualität und Identität bewusste Subjekt, auf der anderen Seite der Typ der karrierebeflissenen, disziplinierten Anpassungsbereitschaft. Wem unsere Sympathie in dieser Entgegenstellung gehört, bedarf keiner Erläuterung. Die Werbung hat sich dann dieser Evidenzen bedient. Der Typenkontrast beeinflusst sogar die pädagogische Praxis, und die Theorie des Wertewandels dient als wissenschaftliche Legitimationsinstanz dieser Praxis. Ihre normative Wirkung ist bis in die Medien hinein durchgeschlagen, und sogar Modeideale werden vor diesem Hintergrund konstruiert. Überhaupt sind die Normen, nach denen wir uns kleiden, ein Spiegel kultureller Be-

wegtheit. In Deutschland verlief diese Bewegtheit zeitweise sogar stürmisch. Jeder, der in den letzten anderthalb Jahrzehnten Gelegenheit hatte, deutsches mit ausländischem Theater- und Opernpublikum zu vergleichen, weiß das: Die Ungeniertheit in der Befreiung von vermeintlichen Zwängen traditioneller Kleiderordnung wurde zumal in der Intellektuellenszene in Deutschland besonders gern hervorgekehrt. In Zürich oder Wien, von Moskau ganz zu schweigen, zeigte hingegen die Macht der Konventionalität ungleich weniger tiefe Risse.

Damit stimmt der eingangs erwähnte besondere ideologiepolitische Gebrauch zusammen, den man in Deutschland von der Theorie des kulturellen Wertewandels gemacht hat. Man hat nämlich diese Theorie erstens dazu benutzt, um tatsächliche Spannungen im Verhältnis der Generationen kommentatorisch zu überhöhen und so zu verschärfen. Dabei ergab sich das bekannte Kontrastbild eines in seiner Sekundärtugendorientiertheit leicht sklerotisierten Establishments einerseits und einer dynamischen, aufbruchsbereiten, nach neuen Lebensorientierungen suchenden Jugend andererseits.

Man hat dann dieses jugendbewegte Bild vom Wandel der Wertorientierungen zwischen den Generationen zweitens dazu benutzt, die politische und moralische Kultur der Bundesrepublik Deutschland in ihrer Prägung durch die Aufbaujahre der Nachkriegszeit zu delegitimieren und die Überfälligkeit eines kulturrevolutionären Bruchs mit dieser bundesrepublikanischen Herkunftskultur zu propagieren.

Ich brauche mich hier mit der Zurückweisung dieser ideologiepolitischen Applikation der These vom Wertewandel nicht weiter aufzuhalten. Man muß sich aber bewußt bleiben, daß die Theorie vom Wertewandel nicht neutrale sozialwissenschaftliche und kulturtheoretische Fakten betrifft. Sie wirkt tief bis in die aktuellen kulturpolitischen, auch sozialpolitischen, ja wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen hinein. Um so nötiger ist es, einen Versuch zu machen, den harten Kern der Sache herauszuschälen, zu deren Kennzeichnung uns heute das Stichwort vom Wertewandel zur Verfügung steht. Exemplarisch gehe ich von demoskopisch vermessenen Veränderungen kulturell herrschender Einstellungen zur Berufs- und Arbeitswelt aus. Diese Vermessungen scheinen zu bestätigen, was wir aus mannigfachen Alltagserfahrungen schon zu wissen glauben: Die Selbstverständlichkeit, mit der wir in unseren Lebensläufen und Lebensentscheidungen uns an den Anforderungen der Berufs- und Arbeitswelt ausrichten, schwächt sich ab.

Insbesondere ist die sogenannte Mobilität, die Bereitschaft also, aus Berufskarrieregründen den Wohnort zu wechseln, geringer geworden. Zu Beginn der fünfziger Jahre waren noch fast ein Viertel der berufstätigen Männer bereit, aus Berufsgründen umzuziehen. Ein Vierteljahrhundert

später, gegen Ende der siebziger Jahre, war der entsprechende Anteil auf weniger als ein Zehntel der Berufstätigen abgesunken. Es ist, in Orientierung an traditionellen Mustern der Bewertung eines solchen Vorgangs, naheliegend, sich dazu kulturkritisch zu verhalten und einen Verfall der Berufsmoral zu beklagen. Produktiver ist es, nach der Vernunft dieses Vorganges zu fragen, das heißt zu unterstellen, daß es sich um rationale, lebensbilanzorientierte Einstellungsänderungen handelt. Auf einen Zerfall des bürgerlichen Arbeitsethos läßt sich so ohne weiteres gar nicht schließen. Was vor sich geht, sind Konsequenzen, die sich ergeben, wenn gerade in Orientierung an durchaus traditionellen Wertvorstellungen sich die Feststellung nicht umgehen läßt, daß auf dem bereits erreichten Einkommens- und Wohlfahrtsniveau die erreichbare zusätzliche Anhebung dieses Niveaus ungleich weniger wert ist, als sie auf einem sehr viel niedrigeren Niveau es gewesen wäre. Es liegt nahe, auf diese Erfahrung den ökonomischen Begriff des Grenznutzens anzuwenden: Er nimmt ab. Das heißt: In Relation zu dem, was man über bisherige berufliche Erfolge bereits erreicht hat, gewinnt, was man auf dieser Basis an außerberuflichen lebensglückträchtigen Betätigungen sich leisten kann, rasch an Wert, und um so weniger ist man plausiblerweise bereit, es für zusätzliche Erfolge auf der beruflichen Betätigungsebene aufzugeben. Kurz: Wer auf einem relativ hohen Lohnniveau oder auch, im Falle der Arbeitslosigkeit, bei relativ guter sozialer Sicherheit sich im Arbeitsleben weniger mobil als Arbeitnehmer noch vor einem Vierteljahrhundert zeigt, verhält sich nicht irrational, vielmehr in pragmatischer Abwägung seiner Lebensumstände zweckrational.

Ich erläutere diesen Zusammenhang gern an der Figur eines nicht-fiktiven, abhängig beschäftigten Landsmanns von mir, eines Ostfriesen, der mit der Chance konfrontiert ist, durch beruflichen Aufstieg sein Jahreseinkommen, das bereits gegenwärtig beachtlich überm regions- und branchenspezifischen Durchschnitt liegt, in einem Sprung um mehr als ein Drittel zu verbessern. Nach einigem Zögern schlägt unser Mann diese Chance, die ihn zum Umzug in eine dreihundert Kilometer südlicher gelegene Großstadt zwingen würde, definitiv aus. Warum tut er das? Kündigt sich eine midlife-crisis an oder protestiert er gegen verkrüppelnde Wirkungen beruflichen Leistungsdrucks? So will es das kulturkritische Feuilleton. In Wahrheit ist unser Ostfriesen ein Pragmatiker. Erstens hat ihn das Ergebnis eines Lebenshaltungskostenvergleichs ernüchtert. Zweitens sind ihm die progressiven Verläufe der öffentlichen Einkommensabzüge wohlvertraut. Drittens scheut seine Tochter, die fürs Abiturzeugnis Brucheinserzehntel im Hinblick aufs beabsichtigte Medizinstudium sammelt, den Schulwechsel über Kulturhoheitsgrenzen hinweg. Viertens sind die Aussichten sehr gering, daß die als Lehrerin tätige Ehefrau im an-

deren Bundesland erneut eine Anstellung fände. Fünftens schließlich fallen, da unser Mann ja auch in seiner ostfriesischen Position sich weit jenseits der Armutsgrenze befindet, um so stärker sonstige Lebensvorzüge ins Gewicht, die er hat, wo er ist, und die dort, wo er hin soll, sich nur schwer kompensieren ließen – die gartenlustadäquat großzügige Bemessung der ostfriesischen Eigenheimparzelle, die Seglerfreuden des Marine-reservisten, die Mitgliedschaft in der ostfriesischen Landschaftsversammlung und so fort. So bleibt er also, wo er ist, und engagiert sich nach seiner Entscheidung mit doppeltem Eifer bei der Vorbereitung des nächsten internationalen Pan-Friesen-Kongresses.

Man erkennt: Der am Verhalten des Ostfriesen tatsächlich ablesbare Wertewandel läßt nicht auf einen Vorgang moralischer Korruption schließen. Vielmehr handelt es sich, noch einmal, um rationale Konsequenzen eines Abwägungsprozesses, der auf höherem materiellen Lebensniveau natürlich anders ausfallen wird als auf einem niedrigeren. Eben deswegen wäre es auch unbillig, jenen Ostfriesen einen „Postmaterialisten“ zu nennen, der die „materialistische“ Lebensorientierung seiner Landsleute noch vor einem Vierteljahrhundert endlich hinter sich gelassen hätte. Noch einmal: Es handelt sich um kulturelle Konsequenzen des abnehmenden Grenznutzens in der Steigerung materieller Lebensniveaus.

Auch ein anderer demoskopisch vermessener Bestand wird aus dieser Perspektive verständlich, nämlich ein gewisses Absinken des Maßes an Lebensfreude, die man aus der Berufsarbeit zu ziehen bekundet. Daß wir einen wesentlichen Teil unseres Lebensinhalts in die Berufstätigkeit setzen, ist ja für die bürgerliche Arbeitswelt kulturspezifisch, und die Sinnvidenz, die sich damit verbindet, bleibt sogar von den Übertreibungen unberührt, die sich in dieser Hinsicht die Menschen im arbeitspathetischen „realen Sozialismus“ ideologiepolitisch gefallen lassen müssen. Um so mehr haben wir Anlaß zu fragen, was es kulturell bedeutet, wenn in fünf- undzwanzig Nachkriegsjahren von den Tagen des allmählich erblühenden Wirtschaftswunders bis gegen Ende der siebziger Jahre der Anteil der berufstätigen Männer, die ihre Arbeit „immer interessant“ zu finden bekundeten, von 50 % auf 38 % absank. Die Signifikanz dieses Bestandes erhöht sich noch auf dem Hintergrund der Tatsache, daß die Zustimmung zu den Eigenschaften des Arbeitsplatzes im gleichen Zeitraum durchaus zugenommen hat. Programme der sogenannten Humanisierung des Arbeitsplatzes, aber auch ganz unabhängig davon die ergonomischen Konsequenzen der Rationalisierung durch Automatisierung und Elektronisierung haben im Regelfall die arbeitsplatzbestimmte Berufsausübung erleichtert, und dennoch ist der Anteil, mit dem die berufliche Arbeit zur Lebenserfüllung beiträgt, geringer geworden. Wieso ist das so? Auch in

diesem Falle tut man gut daran, den fraglichen Bestand, anstatt ihn kulturkritisch-moralisierend zu kommentieren, in seiner pragmatischen Plausibilität zu erkennen, die er gerade dann gewinnt, wenn man ihn nicht auf einen Wertewandel oder gar auf einen Werteverfall zurückführt, vielmehr auf Ergebnisse einer durchaus traditional orientierten kulturellen Validierung von Lebenselementen, die sich in ihrem relativen Gewicht objektiv gegeneinander verschoben haben. Die Sache ist die: Je mehr jene Dispositionsfreiheit, die sich in Zeit ausdrücken läßt, temporal sich in Relation zur Berufsarbeitszeit ausdehnt, um so mehr verstärkt sich die Neigung, diese Berufsarbeitszeit zur disponibel gewordenen Zeit in ein instrumentelles Verhältnis zu setzen. Nachdem die Urlaubszeit inzwischen einen ganzen Monatsanteil am Arbeitsjahr einnimmt, ist sie in der Werbung, in der einschlägigen Publizistik und schließlich auch im Bewußtsein der Arbeitnehmer zur „kostbarsten Zeit des Jahres“ avanciert. Der Effekt ist, daß das Arbeitsjahr auf diese „kostbarste Zeit“ hin mediatisiert wird, und analog die Woche vom Montag bis zum Freitagmittag aufs verlängerte Wochenende hin. Nicht die ergonomisch objektivierbare Last der Berufsarbeit ist drückender geworden, vielmehr hat die lebensprogrammatische Bedeutung der relativ zur Arbeitszeit selbstbestimmt verbrachten Zeit zugenommen. Je mehr die Berufsarbeitszeit abnimmt, um so tiefer sinkt sie in den Schatten der expandierenden Zeiträume autonom geregelter Tätigkeiten hinab, und zwar gerade auch dann, wenn diese berufsarbeitsfreien Tätigkeiten ihrerseits den Charakter kräftefordernder Arbeit annehmen. Zusammengefaßt heißt das: Die Eignung der Berufsarbeit, kulturell als Element der Lebenserfüllung zu gelten, nimmt mit dem Maß der Berufsarbeitszeit ab, das zur Lebensfristung sowie zur Erhaltung und Steigerung des materiellen Lebensfristungsniveaus nötig ist.

Dieselben Gründe, die die Änderung beobachtbarer Einstellungen zur Berufs- und Arbeitswelt plausibel machen, erklären auch, wieso die sogenannte Selbstverwirklichung zum hohen Favoriten unter den Werten im Horizont heutiger Lebensorientierung avanciert ist. Auch in diesem Fall handelt es sich um die kulturelle Antwort auf die Herausforderungen einer neuen Lebenslage. Es erscheint nicht einfach ein neuer Stern am Wertehimmel. Vielmehr kondensiert sich kulturell eine Leitvorstellung für die Lösung von Lebensproblemen heraus, die in früheren, einfacheren Lebenslagen niemanden drückten. „Selbstverwirklichung“ ist naheliegenderweise um so weniger aktuell, je unlösbarer wir in unseren Werken und Tagen an Fälligkeiten und Nötigkeiten von alternativenfreier Bestimmungsmacht gebunden sind. Soweit Erfordernisse zwingender Art unsere Entscheidungen und Handlungen bestimmen, besteht wenig Anlaß, unter der Last objektiver Probleme, die bewältigt sein wollen, sich selbst zum Problem zu machen. Aber eben das wird subjektiv unumgänglich, wo der

Druck des alternativlos objektiv Unumgänglichen nachläßt, Räume freier Disposition sich auftun und somit wenig geschähe, wenn es nicht selbstbestimmt geschähe. Die Evolution der modernen Gesellschaft läßt sich, unter anderem, als ein Prozeß expandierender individueller Entscheidungs- und Handlungsfreiräume charakterisieren. Für die Expansion desjenigen Lebenszeitanteils, der nicht Berufsarbeitszeit mit ihren Pflichten und Zwängen ist, gilt das ohnehin; darauf ist noch zurückzukommen. Es gilt aber auch, zum Beispiel, für die Menge der Ausbildungsalternativen, zwischen denen sich wählen läßt und dann natürlich auch gewählt werden muß. Dabei ist die jeweils getroffene Wahl eines Ausbildungsganges in offenen Horizonten. Das heißt: Diese Wahl läßt sich in ihren Konsequenzen in Orientierung an väterlicher oder gar großväterlicher Berufs- und Lebenserfahrung kaum abschätzen; sie ist ebenso risikoreich wie chancenreich, und generell scheint zu gelten, daß Chancensicherung unter Bedingungen einer ineins mit der zunehmenden Dynamik des sozialen und kulturellen Wandels abnehmenden Sicherheit im Urteil über unsere zukünftige Berufs- und Arbeitswelt sich am besten durch Erwerb und Erhaltung der Fähigkeit umzulernen betreiben läßt.

Auch die Partnerwahl findet heute in Räumen sich ständig erweiternder Bestimmungsmacht subjektiver Faktoren statt. Schichtenspezifische, auch ökonomische Bestimmungsgründe sind gewiß nicht gegenstandslos geworden; aber die Mechanismen sozialer Kontrolle, über die sie zur Geltung gebracht werden, haben sich abgeschwächt. – Generell nimmt in der Alltagskultur mit dem Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung die Menge der kulturellen Selbstverständlichkeiten ab, über die sich feste Gewohnheiten konstituieren: Wie man sich kleidet und wie man ißt, wie die Teilnahme am Leben der religiösen Institutionen geregelt ist, an welchen Geselligkeitsformen man partizipiert, was man liest und welche informellen Erziehungsgrundsätze man als geltend akzeptiert. Es erübrigt sich, das weiter auszuführen – von der explodierten Zielmannigfaltigkeit, die der Reiselust einer vollmotorisierten Bevölkerung heute vorgegeben ist, bis zu den unabsehbaren Chancen, ins Fernsprechnet, das Kommunikation innerhalb gewisser ökonomischer Grenzen raumdistanzunabhängig macht, soziale Beziehungen einzuhängen. Nicht „Packedis“ oder „Beton“ sind für Daseinslagen in solchen expandierenden Dispositionsfreiräumen die angemessene Metaphorik, vielmehr die Metaphorik der Orientierung, auf die wir, wie in der See- und Luftfahrt, in besonderer Weise gerade dann angewiesen sind, wenn man Schwierigkeiten hat, aus einer horizontausfüllenden Menge von Möglichkeiten die eigentlich gewünschte Richtung herauszufinden. Man erkennt: Mit der Expansion unserer Handlungsspielräume wächst die Zahl der Fälle, in denen es sinnvoll, ja nötig ist, die Entscheidungen, die man trifft, von Umständen ab-

hängig zu machen, die das Subjekt, anstatt sich in ihnen lediglich zu befinden, selber darstellt. Damit wächst zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß man in Lebenslagen sich wiederfindet, die man, anstatt dem Schicksal, sich selber zuschreiben muß. Dem widerspricht nur scheinbar die wachsende Zahl jener Selbstbekundungen, in denen das Selbst sich als Resultante und damit als Opfer der Verhältnisse erfährt. In diesen Selbstbekundungen spiegeln sich Lebenslagen, in denen man objektiv wie nie zuvor aus Akten der Selbstbestimmung zu leben hätte, so daß, wo man durch sie sich überfordert findet, Erfahrungen des Selbstverlusts und damit des Unterworfenenseins unter die Bestimmungsmacht der Verhältnisse unvermeidlich werden. An zwei lebenspraktisch bedeutsamen Beispielen sei dieser Zusammenhang demonstriert.

- Als eine der reifsten kulturellen Leistungen darf stets der gelingende Umgang mit Zeit gelten. Der institutionell geregelte Ablauf der Tages- und Jahreszeiten sichert, vom Arbeits- und Feiertagsrhythmus bis zum kirchlichen und säkularen Festtagskalender, diesen Zeitumgang. Mit der Expansion unserer Lebenszeiträume fällt aber die Erstellung von Zeitzubringungsagenden in wachsendem Maße auf die Subjekte selber zurück, und die Frage, wie das glückt oder auch weniger gut glückt, wird zur Frage, auf die die jeweilige Antwort den Charakter einer Selbsterfahrung annimmt. Musterfrei, das heißt ohne Leitlinien von kulturellen Verhaltenstraditionen, die nicht zur Verfügung standen, hat man, zum Beispiel, in der Frist weniger Jahre lernen sollen, mit den mannigfachen Geräten der Unterhaltungselektronik, wie sie heute als Medien der Zeitverbringung zur Verfügung stehen, auf lebensdienliche Weise umzugehen. Es bedarf keiner Erläuterung, daß Herausforderungen zur Selbstbestimmung in diesem Umfang rasch zur Überforderung werden können. Das ist nicht aus der Perspektive eines puritanischen Affekts gegen Unterhaltungsdienlichkeiten gesagt. Lebensatsache ist, daß der entlastende Passivismus im Zustand des Unterhaltenseins durch Aktivitäten Dritter, deren Aktionen von eigenen Reaktionen nicht beeinflusst werden können, nur kompensatorisch im Ausgleich gegen anspannende Aktivitäten über gewisse Fristen hin genießbar ist. Jenseits dieser Fristen erzeugt der passivistische Zeitverbringungsmodus Zustände des Subjekts von trister Befindlichkeitsqualität. Auch diese Zusammenhänge sind längst demoskopisch erhoben worden. Buchleser seien glücklichere Menschen, wurde zur Genugtuung von Buchhändlern und Verlegern Mitte der siebziger Jahre zur Eröffnung einer Buchmesse in Frankfurt mitgeteilt. So wird es wohl sein, und zwar deswegen, weil Glück, nach klassischer Lehre, die nicht direkt intendierbare Befindlichkeitsnebenfolge sinnevidenten Tuns ist, und zwar insbesondere

dann, wenn dieses Tun unsere Kräfte fordert – psychisch, intellektuell und moralisch, ohne uns durch Überforderung zu zerrütten. Entsprechend ist es der höhere Aktivitäts- und Selbstbestimmungsgrad, den die Lektüre qualifizierter Bücher uns abverlangt, der sie weit vor dem Fernsehkonsum zufriedenheitsträchtig macht.

Aus der Analyse solcher schlichten Zusammenhänge folgt nicht, daß es geboten wäre, gegen die Erweiterung der bereits derzeit gegebenen Möglichkeiten, sich durch elektronische Medien in Zuständlichkeiten passiven Unterhaltenseins versetzen zu lassen, kulturpolitisch zu optieren. Kompetenzen für die Wahrnehmung einer derartigen kulturpolitischen Gouvernantenrolle gegenüber erziehungsberechtigten Erwachsenen gibt es nicht. Es folgt indessen, daß die Herausforderungen an unsere Selbstbestimmungsfähigkeit in kultureller Konsequenz der elektronischen Evolution künftig noch anwachsen werden. Insbesondere wäre es ein grobes Mißverständnis, annehmen zu wollen, daß mit der bevorstehenden weiteren Expansion medialer Informationsmöglichkeiten die Informiertheit der Zeitgenossen fortschreitend lageangemessener würde. Die übergroße Menge der bereits heute medial konsumierten Information ist gänzlich entscheidungs- und handlungsirrelevant, das heißt sie dient pur Unterhaltungszwecken. Um so dringlicher sind wir kulturell auf Fähigkeiten der Selbstbestimmung angewiesen, durch die wir über Ordnung und Nutzen von Zeit Selbstverwirklichungsbedingungen sichern. Dabei ist ja das Beispiel sinnvollen Umgangs mit den Medien nur ein Detail. Sieht man dieses Detail in seinem Zusammenhang mit den anderen genannten Bereichen, deren Lebensdienlichkeit heute vom Feierabend bis zum Lebensabend nicht zuletzt von selbstgetroffenen Dispositionen abhängt, so sieht man zugleich, daß die Erhaltung und Steigerung der entsprechenden Dispositionskraft das eigentliche Problem ist. In Abhängigkeit von eben diesem Problem ist „Selbstverwirklichung“ heute ein unabweisbares Thema geworden und, in der Erziehung auf allen Lebensstufen, Bestimmung zur Selbstbestimmung desgleichen.

- Ein weiterer, mehr als jemals zuvor selbstbestimmungsabhängiger Lebensbereich ist unser kulturelles Verhältnis zu Gesundheit und Krankheit. Nachdem, wie die Lebenserfahrung lehrt und die Medizinhistorie sowie die einschlägige Statistik bestätigen, die großen Infektionskrankheiten als Haupttodesursache von den sogenannten Zivilisationskrankheiten mit einem bedeutsamen Gewinn an Jahren durchschnittlicher Lebenserwartung abgelöst worden sind, hat zugleich auch das Ausmaß, in welchem die Erhaltung der Gesundheit sowie Krankheitsabläufe von der Lebenspraxis der Subjekte mitbestimmt sind, sich erheblich erweitert. Es wäre natürlich übertrieben gesagt, daß Gewohnheiten der Er-

nahrung oder der Hygiene, Trinksitten, rituelle Techniken der Schlafvorbereitung, Weisen, sich meldende Bedürfnisse nach körperlicher Betätigung zu bedienen, gänzlich zu unserer Disposition stünden. Dergleichen prägt sich kulturspezifisch, näherhin auch schichtenspezifisch aus. Aber die Herausforderung existiert, die Lebensführung in gesundheitsdienlicher Absicht disponibler zu machen, und das Ausmaß, in welchem das gelingt, ist ein Indikator für erreichte Kultivierungsniveaus. Daß auch in dieser Hinsicht Übertreibungen möglich sind, weltanschaulich verengte Lebensführungsfanatismen grassieren und ganz neue Formen gesundheitsaktivistischer Hypochondrie sich erzeugen, steht außer Frage und ist längst zum Karikaturistenstoff avanciert. Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß Gesundheit und ihr Binnenäquivalent, das Wohlbefinden, in wachsendem Maß selbstbestimmungsabhängig sind und somit Elemente in Selbstverwirklichungshorizonten.

Gesundheitspolitisch entspricht dem die bekannte Favorisierung der Prophylaxe gegenüber der Therapie. Die Medien sind darauf in ihren expandierenden Gesundheitsmagazinen voll eingeschwenkt, und es ist ja nicht zu leugnen, daß Lebenserwartung, vor allem aber Gesundheit in ihrem subjektiven Aspekt des physisch-psychischen Wohlbefindens, zumal im fortgeschrittenen Alter, wie nie zuvor von unserer kulturellen Selbstbestimmungsfähigkeit zu gesundheitsförderlichen Lebensformen abhängig sind. Der Heidelberger Medizinhistoriker Schipperges hat diesen Zusammenhang durch einen mythologischen Rekurs auf die beiden Töchter des Asklepios, Hygieia und Panakea, verdeutlicht. Panakea – sie steht für die mannigfachen Künste und Mittel der eingreifenden Therapie. Hygieia repräsentiert demgegenüber die Kultur der krankheitsvorbeugenden Gesundheitsvorsorge. Im Verhältnis dieser beiden mythischen Größen nimmt gegenwärtig das relative Gewicht der Position, die Hygieia einnimmt, zu. Das ist nicht deswegen so, weil Panakea nur wenig vermöchte. Es ist vielmehr deswegen so, weil, nachdem Panakea – vor allem im Kampf gegen die großen Infektionskrankheiten – so überaus erfolgreich war, uns nunmehr – vor allem in Gestalt der sogenannten Zivilisationskrankheiten – um so mehr bedrängt, was Hygieia ungleich leichter vorbeugend abzuwenden oder zu mildern als Panakea im nachhinein zu kurieren vermag.

Der gesundheitspraktische Passivismus, in welchem Subjekte Gesundheit zum Inhalt von Anforderungen ans System der medizinischen Versorgung machen, widerspricht dem nicht; es handelt sich dabei um die Kehrseite desselben Vorgangs. Auch in diesem Falle handelt es sich um das Komplementaritätsverhältnis von Selbstbestimmung und Selbstverlust. In demselben Maße, wie die Chancen selbstbestimmter Lebens-

führung wachsen, wächst auch die Intensität, mit der man sich in den mißlingenden Fällen als Opfer der Umstände erfährt. Das politisiert diese Umstände, und entsprechend verlangt man von ihnen den Ausgleich für erlittene Selbstverluste.

Man muß ernst nehmen, daß die gewaltigen Fortschritte der Medizin kulturell nicht nur Genugtuung über diese Fortschritte auslösen. Sie schwächen zugleich auch die traditionale Selbstverständlichkeit der Normen, die bis in unsere religiöse Lebensverfassung hinein für unser Verhältnis zu Gesundheit und Krankheit kulturell maßgebend sind. Die Fortschritte der Medizin lassen sich ja als Erweiterungen und Steigerungen unserer Handlungsmöglichkeiten beschreiben, und es ist trivial, daß für diese neuen Handlungsmöglichkeiten und auch für die Einstellungen und Erwartungen ihnen gegenüber kulturelle Normen nicht eo ipso schon zur Verfügung stehen, vielmehr erst gefunden und in neuen berufspraktischen Erfahrungen wie auch in unseren Lebenserfahrungen erprobt und bewährt werden müssen. Eben das bedeutet: Die traditionale Selbstverständlichkeit in der Geltung solcher Normen schwächt sich ab.

Je mehr die Kunst der Ärzte objektiv vermag, um so höher hinauf werden kulturell auch die Erwartungen in die Leistungen dieser Kunst getrieben. Das Aspirationsniveau, wie die Soziologen sagen, gegenüber dem System der medizinischen Versorgung erhöht sich, und damit zugleich die Geneigtheit, sich enttäuscht zu finden und damit die Bereitschaft zur Kritik, ja zur Anklage. Wann hätten wir je zuvor in einer Kultur gelebt, die vermessener genug gewesen wäre, einen Begriff der Gesundheit zur kulturellen und politischen Norm zu erheben, der vollkommenes physisches, psychisches und soziales Wohlbefinden einschließt? Eben dieses hat aber die Weltgesundheitsorganisation bekanntlich getan. Wenn sich daran das Publikum kulturell und lebenspraktisch ernsthaft zu orientieren begänne, so müßte, selbst bei unverändert fortschreitender objektiver Leistungsfähigkeit der medizinischen Kunst und des medizinischen Versorgungssystems, subjektiv ein Anstieg des Mißbefindlichkeitspegels die Folge sein. Wir hatten gesehen: Selbstverwirklichung gewinnt als Wert im Horizont unserer Lebensorientierung in demselben Maße an Gewicht, in welchem das Maß der Anforderungen an unsere Selbstbestimmungsfähigkeit über die Ausdehnung kultureller Dispositionsfreiräume objektiv zunimmt. Daß man, selbstverwirklichungsambitioniert, riskant existiert, bedarf kaum der Erläuterung. Es wachsen die Chancen, und es wächst auch das Risiko, und manche Binnenbefindlichkeit erleidet Stabilitätsverluste. Man braucht, was damit gemeint ist, nicht gleich so dramatisch zu sehen, wie sich das in unserem Verhältnis zu Gesundheit und Krankheit nahelegt. Es genügt, an die Befindlichkeiten von Kulturgenossen an arbeits-

pflichtfreien Wochenenden zu denken. Hier haben nachweislich Ausdifferenzierungsprozesse stattgefunden. Hier gibt es Zeitgenossen, die gar keine Schwierigkeiten erkennen lassen, sich dem Zwang zur freien Selbstbestimmung, sagen wir an den verlängerten Wochenenden, gewachsen zu zeigen. Aber zur Kehrseite der verlängerten Wochenenden gehört, daß Jugendliche Ende der siebziger Jahre zu fast einem Drittel bekundeten, an Wochenenden unter Gefühlen der Zeitdehnung zu leiden. Fünfundzwanzig Jahre früher lag der entsprechende Anteil noch bei knapp über zwanzig Prozent. Analoges gilt auch für die demoskopisch erhobenen Fähigkeiten, mit sich allein sein zu können. Auch sie haben in demselben Zeitraum drastisch abgenommen. – Welche Konsequenzen ergeben sich?

- Je mehr die Anforderungen an unsere Selbstbestimmungsfähigkeit wachsen und damit der Wert der Selbstverwirklichung kulturell an Gewicht gewinnt, um so schärfer werden sich höchst unterschiedliche Kultivierungsniveaus ausdifferenzieren.
- Auf allen Lebensstufen werden kompensatorisch die Anforderungen ans Erziehungssystem wachsen, zur Selbstbestimmung zu bestimmen und Hilfen zur Lebensselbsthilfe zu geben. Das reicht vom Kindergarten bis zur Altenbetreuung, die Programme der Medienerziehung gehören hierher, oder auch die Beiträge zur Gesundheitserziehung, wie unsere Medien sie leisten. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß solche Hilfen zur kulturellen Selbsthilfe schließlich egalierend wirken würden. Sie werden ganz im Gegenteil dazu beitragen, Residuen höchst ungleich verteilter und überdies gleichverteilungsunfähiger, bemühungs-resistenter Inkompetenzen freizulegen, zu denen als einzig vernünftige Weise des Verhaltens Religion als Kultur der Akzeptanz all dessen, was nicht zu unserer Disposition steht, übrig bleibt. – Ein spezielles Problem ergibt sich aus der Temporalitätsstruktur der aktuellen kulturellen Evolution. Die Forderung nach Medienerziehung, Gesundheitserziehung etc. läßt sich ja rasch erheben. Aber die entsprechenden Programme schon nicht mehr so rasch, und noch länger dauert ihre Institutionalisierung im Erziehungssystem, im System der Lehrerbildung – von der Zeit, die zur Ausprägung zweckentsprechender Erziehungsgewohnheiten der jeweiligen Elterngeneration benötigt wird, ganz abgesehen. Daß schließlich aus gelingenden Antworten auf kulturelle Herausforderungen Traditionen werden, ist ohnehin ein generationen-übergreifender Vorgang, und die Frage ist, ob der einschlägige Zeitbedarf sich auf die Zeitmaße stattfindender gesellschaftlicher Entwicklungen herabdrücken läßt. Soweit das nicht der Fall ist, gewinnen Phänomene der Ungleichheit kulturell an Aufdringlichkeit. Die jeweilige Gegenwart wird in sich historisch gebrochen. Das heißt exemplarisch: Die

Grundsätze der neuesten Erziehungsnotwendigkeiten sind den Junglehrern besser bekannt als ihrem Studienseminarleiter; die Schwiegertochter belehrt im Werbespot ihre Schwiegermutter, und die Architektenavantgarde, die noch gestern sich glaubwürdig für die städtebaulichen Erfordernisse von übermorgen zu empfehlen wußte, gerät bereits morgen in den Geruch der Vorgestrigkeit. Genau das ist die temporale Verfassung einer Kultur, in der Nostalgien gedeihen und in der der blühende Historismus tatsächlich als eine Bedingung für die Erhaltung des kulturellen Kontinuitätsbewußtseins angesehen werden muß.

Der Zwang, in expandierten Dispositionsfreiräumen sich selbst zur Tätigkeit zu bestimmen, wirkt mit einer Unabweisbarkeit, die es verwunderlich sein lassen würde, wenn unsere Alltagskultur von den Herausforderungen dieser Lage nicht längst geprägt wäre. Die Bürger brauchen auf Animation durch kulturpolitische Entwicklungshelfer nicht erst zu warten, um jene Dispositionsfreiräume mit Lebenssinn zu erfüllen. Diese Erfüllung geschieht natürlich mehr oder weniger glücklich. Mit der im Kontrast zur geschilderten rückläufigen beruflichen Mobilität eminent gestiegenen Reise-Mobilität sind ja zum Beispiel mannigfache, erläuterungsunbedürftige Nebenfolgen verbunden, die rasch reiselustmindernd wirken und so das ganze System nötigkeitsfreier Zielwahl und Fortbewegung in gewissen Grenzen sich einregeln lassen. Auch für die fernkommunikativ oder reiselustabhängig restituierten Großfamilienbeziehungen gilt Analoges. Die demoskopischen Vermessungen dieses Bestandes ergeben ein eindrucksvolles Bild; Familienfeste stehen in Blüte, und wie seit vorindustriellen, altbäuerlichen Zeiten nicht mehr ist der Großumkreis der Verwandtschaft in sie einbezogen. Zugleich hat aber die Intensität der Familienbindung zwischen den selbstverwirklichungs-ambitionierten Subjekten abgenommen: Der Anteil der ehefähigen jungen Männer bis zum dreißigsten Lebensjahr, die die Ansicht bekunden, die Ehe sei eine überlebte Institution, ist bei uns – zwischen 1949 und 1978 – fast um das Neunfache gestiegen, nämlich von drei auf sechsundzwanzig Prozent. Es handelt sich hier, in allgemeiner Formulierung, um das Problem, wie sich aus Freiheit Ansprüche konstituieren lassen, die man nicht selber hat, die vielmehr als Ansprüche von Personen und Sachen, auf die man sich eingelassen hat, sich mit einer gewissen Unabweisbarkeit an einen richten und deren Erfüllung dann sinnevident ist. Es ist die Ungelöstheit dieses Problems, an der Ehen scheitern, die Freundschaften verfallen läßt oder auch die Bindung an Institutionen, religiöse Institutionen zum Beispiel, sich lockern. Die Schwierigkeiten, die heute mancher Student hat, in seiner über Jahre hin weitgehend vom Druck unmittelbar wirkender Anforderungen Dritter freien Existenz sich durch nichts als durch die Sachkonsequenzen einer

frei gewählten Aufgabe bestimmen zu lassen, hängen damit zusammen. Entsprechendes gilt, harmloser, auch für Urlaubsfreizeiten, die, wie man weiß, zur Bedrückung werden, wenn es dem Subjekt nicht gelingt – und sei es in Selbstbestimmung zu vollkommener Muße – sich darin als zeitverbringungssouverän zu erfahren.

Wie Glück ist auch Selbstverwirklichung kein direkt intendierbares Handlungsziel. Beide folgen vielmehr aus der Erfüllung von sachlichen oder personalen Ansprüchen, die uns gegenüber einen Selbststand erlangt haben, und zwar gerade auch dann, wenn die Konstituierung dieser uns gegenüberstehenden Ansprüche auf Akte der Selbstbestimmung zurückgeht. Sinnerfahrung läßt sich in Freiheitshorizonten gar nicht anders machen. Man braucht zur Vergegenwärtigung dieses Zusammenhangs gar nicht sogleich an zentrale Lebensbestände wie Ehe oder Freundschaft zu denken. Die Geltung dieses Zusammenhangs wirkt bis in die Verbringung beliebiger freier Wochenenden hinein, und längst sind kulturell hochwirksame Techniken erfunden, aus Freiheit stabilisierenden, glücksträchtigen Lebensernst zu machen. Der Entschluß zum Beispiel, in eine Felswand einzusteigen, hat diese Wirkung. Von den beruflichen oder gruppenethischen Verpflichtungen abgesehen, die die Angehörigen von Bergrettungswachten zu einem solchen Tun veranlassen, sind ja solche Entschlüsse vollkommen beliebig; ihre Folgen aber haben den Charakter unabweisbarer Herausforderungen, die man bestehen muß, wenn anders sichergestellt sein soll, daß man am Montag in der Frühe am Arbeitsplatz nicht vermißt wird. Für Hochseesegler gilt Analoges, für Drachensegler erst recht, und sogar noch in jedem größeren Schwimmausflug ist eine Prise von dieser Würze spürbar. Dabei ist der Extremismus, der den Grad des Risikos, das er eingeht, an winkenden Publicitätsprämien bemißt, nur die medial sichtbare Spitze einer Breitenbewegung. Die Suche nach Gelegenheiten, Freiheit in sinnevidente Unabweisbarkeiten zu verwandeln, ist kulturspezifisch geworden.

Es bedarf selbstverständlich solcher spektakulären Betätigungen gar nicht, um aus Freiheit Sinn zu generieren. Seit der Antike wird als amöner Ort der Garten besungen, und wieso die Zahl seiner Freunde heute erneut wächst, ist auf dem Hintergrund der skizzierten Zusammenhänge leicht erklärt: Sind einmal die Salatpflänzchen, obwohl man ja Salat, allenfalls, auch wohl über Einkäufe in Gemüseläden sich leisten könnte, gesetzt, so wollen sie begossen sein, und daß sie gedeihen, ist über erhebliche Zeiträume hinweg eine verlässliche Quelle von Dauerfreuden. Die ökonomischen Aspekte der Sache bieten noch gewisse Nebenfreuden, und es wäre ersichtlich absurd, wenn man dem Gartenbesitzer vorrechnen wollte, wie teuer das private Gemüse ihm zu stehen kommt, sofern man den Arbei-

tsaufwand zu seiner Erzeugung in tarifliche Stundenlohnsummen umrechnet. Eine gelegentlich vernehmliche Kritik an unserer blühenden Gartenkultur, die sie der Flucht in die unpolitische Idyllik bezichtigt, ist desinformiert. Längst haben sich unsere Gartenbauvereine zu Trägern ökologischer Bewegung entwickelt, und die Kommunen, die Straßenbauprojekte oder Kiesgrubenschließungen zu genehmigen hätten, wissen von der politischen Kraft solcher Bewegung. Auch ist die Frage längst gestellt, ob wir mit den großen traditionellen Gartenbauausstellungen überhaupt auf dem richtigen Wege sind. Die einschlägigen Fragen weiten sich rasch zu Fragen des Landschaftsschutzes aus; die Spitzenorganisationen finden sich zu öffentlichen Antworten herausgefordert, und Manifeste erscheinen.

Man erkennt: Die in den Bedingungen ihrer Nötigkeit skizzierten kulturellen Antworten auf die Herausforderungen expandierender Dispositionsfreiräume sind im Regelfall nicht nur privater Natur. Soziale Konsequenzen ergeben sich; Vereine und Verbände konstituieren sich. Dabei wird dann das Vereins- und Verbandsleben selber zu einer Quelle besonders reicher Gelegenheiten, Freiheit durch freiwillige Engagements in Sinn zu transformieren. Entsprechend steht auch, über die ganze Breite unserer Lebensvollzüge hin, das Vereinsleben in Blüte. Es folgt dabei sehr oft der Erfahrung, die sich in der Schulreformbewegung im ersten Drittel unseres Jahrhunderts bereits die Landschulheime zunutze gemacht haben: Lebensgewinn durch die Verpflichtungskonsequenzen freiwilliger Engagements bei Zwecken von unbestreitbar objektiver Sinnfülle. Schulf Feuerwehren wurden auf dieser Grundlage gebildet, Sanitärergruppen oder auch Orchester und Chöre. Das funktioniert heute in den Bürgerschaften unserer Kommunen nicht anders. Gemeindefeuerwehrvereine haben über Mitglieder mangel nicht zu klagen; Jugendgruppen und Altersabteilungen bilden Subformationen; die Geselligkeitsbedürfnisse sind reichlich bedient. Der Ernstfall bricht dann und wann lebensernststiftend ein; die Bewährung findet ihre Anerkennung, und all das ist über seinen gesetzlichen Rahmen auch mit den politischen Institutionen verbunden. Das bedeutet: Dispositionsfreiheit hat sich in Bürgersinn umgesetzt.

Es erübrigt sich, diese exemplarischen Schilderungen über die Breite unseres privaten und öffentlichen Vereinslebens hin fortzusetzen – vom Leben der Schützenvereine im Norden bis zu den Sängerschaften im Süden und von der Tätigkeit der nicht selten nach amerikanischen Mustern organisierten Clubs bis zu den Aktivitäten der mannigfachen berufsständischen Zusammenschlüsse, die ja nicht nur politikhnahe Lobby-Funktionen erfüllen, sondern als Orte der Geselligkeit, der Fortbildung oder auch – in den eminenten Fällen – der Selbstdarstellung bei Jubiläen als Faktoren unserer Alltagskultur wirken.

Dabei wäre es ganz falsch, die vereinsmäßigen und sonstigen Zusammenschlüsse zu primär unterhaltungsdienlichen Zwecken geringzuschätzen. Ihre frustrationsbindende Kraft ist zumeist ungleich größer als ihr frustrationserzeugendes Potential – sonst überdauerten sie nicht. Neue Geselligkeitsformen entwickeln sich und traditionelle werden mit Erfolg revitalisiert: Nachbarschaftsfeste; Schülerverbindungen mit der wichtigsten Funktion, erinnerungsträchtige Klassentreffen zu organisieren; dörfliche Feiern mit Gehalten lokalhistorischer Erinnerungen; freie Bürgerinitiativen zur Erhebung von naturalen oder kulturellen Relikten in den Denkmalsrang etc. Das alles hat bedeutende Ausmaße angenommen und ist zugleich ständig in Wandlung begriffen, so daß es sozialwissenschaftlich methodisierter Volkskunde bedürfte, wenn man sich das in allen seinen Gehalten, in seinen quantitativen Dimensionen sowie in seinen Strukturen einigermaßen vollständig vergegenwärtigen wollte.

Weitaus größeres alltagskulturelles Gewicht kommt natürlich noch den freien Gemeinschaftsbildungen zu, die Hilfe in Fällen bieten, in bezug auf die es eine Illusion wäre, anzunehmen, daß sie je vollständig ins Fürsorgesystem des Sozialstaats integriert werden könnten. Dazu gehört, zum Beispiel, nachbarschaftliche Organisation singular oder auch regelmäßig fälligen Kinderhütens. Nachhilfen bei Schularbeiten werden als Freundesdienst angeboten. In wechselseitiger Freiwilligkeit wird Fürsorge für pflegebedürftige Sachen in Fällen der Abwesenheit der primär Verantwortlichen übernommen. Fahrgemeinschaften zwischen Pendlern bilden sich. Altenfahrten werden veranstaltet. Gegen offenkundige Benachteiligungen behinderter Minderheiten regen sich wirksame Widerstände. Dabei liegt es in der Natur dieser Dinge, daß sie von Sozialmilieus mit traditioneller oder erneuerter religiöser Prägung begünstigt werden. Überhaupt läßt sich ja durch euphorische Erwartungen in bezug auf den gesellschaftlichen Fortschritt oder gar durch utopische Hoffnungen auf einen daseinsproblemlösenden Radikalumbau des Gesellschaftssystems die Aufdringlichkeit der Kontingenzerfahrung im Lebenslauf nur zeitweilig mildern, und in jeder Normallage unseres kulturellen Bewußtseins restabliert sich der Sinn für die Unmöglichkeit, für die religiösen Formen des kulturellen Umgangs mit jener Erfahrung säkulare Äquivalente herbeischaffen zu wollen.

Man mag einwenden, diese Skizze von Elementen gegenwärtiger Alltagskultur vermittele ein allzu optimistisches Bild. Es gebe doch auch die Erscheinungen alltagskultureller Dekomposition vom unbewältigten Alkoholismus über die Drogenszene bis zu den mannigfachen Formen des Vandalismus schon im Elementarschülermilieu und von den Phänomenen progressiver Vereinsamung bis zu der sozial wachsenden Auffälligkeit der

Last, zu der Menschen sich selber werden. Das alles gibt es unzweifelhaft, und nicht zuletzt die Jugendarbeitslosigkeit wirkt in etlichen dieser Fälle noch verstärkend; die wissenschaftliche Literatur, in der das thematisiert ist, wächst ständig, und ein nicht wesentlicher Teil der produktiven alltagskulturellen Aktivitäten, von denen ich sprach, sind ihrerseits auf die Herausforderungen dieser Dekultivierungsphänomene bezogen. Aber der Hinweis auf diese Phänomene, die hier nicht das Thema sind, hat nicht die Bedeutung eines Einwands gegen die These von der produktiven Entwicklung unserer Alltagskultur, und erst recht nicht hat er die Bedeutung einer Entlarvung dieser Kultur. In Wahrheit sind beide Seiten unseres Gegenwartslebens in einem Kehrseitenverhältnis miteinander verbunden. Die produktiven und destruktiven Erscheinungen unserer gegenwärtigen Alltagskultur lassen sich beide als Erscheinungen deuten, die aus Versuchen resultieren, den objektiv anwachsenden Zwängen zur Selbstbestimmung zu entsprechen.

Die Prädispositionen, von denen abhängt, wie gut oder auch weniger gut das gelingt, sind natural wie sozial ungleich verteilt. Selbstverständlich sind diese Prädispositionen ihrerseits kulturell variabel, und das Erziehungssystem versteht sich ja heute überwiegend aus der Aufgabe ihrer Emendation. Auf eine temporale Bedingung, von der unsere Selbstbestimmungsfähigkeit nicht zuletzt abhängt, sei abschließend verwiesen. Auch unsere Selbstbestimmungsfähigkeit ist ja abhängig von Erfahrungen ihrer Bewährung. Sie ist auf Gewohnheiten angewiesen – nicht nur, um entscheidungsentlastet im Bewährungsfall bei ihnen bleiben zu können, vielmehr gerade auch dann, wenn veränderte Umstände zwingen, sie abzuändern oder gar, im Extremfall, sie aufzugeben und durch andere zu ersetzen. Dabei erhöht sich die Chance, den Herausforderungen eines solchen Extremfalls selbstbestimmt gewachsen zu sein, mit der Menge funktionstüchtiger Lebensmuster oder Traditionen, die währenddessen in ihrer Geltung dauern. Kurz: Auch in unserer Selbstbestimmungsfähigkeit sind wir kulturell an Grenzen individueller und institutioneller Innovationsverarbeitungskapazitäten gebunden. Entwickelt sich die Dynamik gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse über diese Grenzen hinaus, sind Erscheinungen alltagskultureller Dekomposition schwerlich vermeidbar. Das sind Folgen der temporalen Verfassung einer Gesellschaft, die Schwierigkeiten hat, mit der traditionsauflösenden Dynamik ihrer Entwicklung fertig zu werden.

## 12. AUSSCHREIBUNG

# HOMBURG-PREIS 1987

des Kollegiums für ärztliche Fortbildung Regensburg zur Förderung der medizinischen Forschung

1. Aus Anlaß des 15jährigen Bestehens der Fortbildungsveranstaltungen für Ärzte in Regensburg hat die Homburg Degussa Pharma Gruppe den „HOMBURG-PREIS“ des Kollegiums für ärztliche Fortbildung Regensburg zur Förderung der medizinischen Forschung gestiftet. Das Kollegium hat ihn am 23. Mai 1963 in seine Obhut übernommen. Mit ihm sollen in erster Linie Arbeiten des medizinischen Nachwuchses aus dem deutschen Sprachraum ausgezeichnet werden.
2. Der Preis wird alle 2 Jahre vergeben. Die Verleihung erfolgt anlässlich der Eröffnung der Fortbildungstagungen im historischen Reichssaal in Regensburg.
3. Es werden drei Arbeiten aus dem Gebiet der Inneren Medizin oder einer Disziplin, die als Grundlagenforschung die Innere Medizin wesentlich zu fördern imstande ist, prämiert.
4. Das Kollegium bewertet vorgelegte Arbeiten, die termingerecht eingesandt werden. Es benennt 3 Arbeiten, denen die Preise mit einer Zuwendung von **DM 10000,-, 6000,- und 4000,-** zuerkannt werden. Die Entscheidung des Kollegiums ist endgültig und erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.
5. Einsendeschlußtermin für die 12. Ausschreibung ist der **1. Oktober 1986**. Angenommen werden Arbeiten, die dem o. g. Rahmenthema entsprechen, im Manuskript vorgelegt werden, also noch nicht veröffentlicht sind. Die vertrauliche Bearbeitung wird zugesichert. Die Manuskripte werden in zweifacher Ausfertigung benötigt und sollen nicht namentlich gekennzeichnet sein.
6. Die Bewertung erfolgt durch einen jeweils wechselnden Ausschuß des Kollegiums, der von sich aus auch Nichtmitglieder zu einer Stellungnahme für die Beurteilung auffordern kann.
7. Die Einsendungen sind an das Sekretariat des Kollegiums in Regensburg, Altes Rathaus, zu richten. Die Annahme wird von dort bestätigt.
8. Die Preisverleihung erfolgt anlässlich der 78. Fortbildungsveranstaltung im Mai 1987. Eingereichte Manuskripte werden nach der Preisverleihung zurückgegeben. Die Bekanntgabe der Preisträger erfolgt in allen einschlägigen Fachzeitschriften des deutschen Sprachraumes und in den Sonderdrucken des Kollegiums.

KOLLEGIUM FÜR ÄRZTLICHE FORTBILDUNG REGENSBURG  
Sekretariat

Altes Rathaus, 8400 Regensburg

Telefon 09 41 / 5 07-21 83

## Regensburgs Erwachen

Als Regensburg, die einstige Reichsstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, 1810 dem Land Bayern eingegliedert wurde, fiel der Vorhang: Über hundert Jahre – eine Weile länger als Dornröschen – schlief Regensburg. Die Stadt mußte sich nach zweitausendjähriger ereignisreicher Geschichte wohl einmal ausruhen. Die Geschichte ist Regensburgs Stolz und Regensburgs Problem, Problem in vieler Beziehung, für die Historiker ebenso wie für die städtischen Verkehrsplaner.

Im Jahre 1979 beging Regensburg die 1800-Jahrfeier von *Castra Regina*. Dies war endlich eine Möglichkeit für ein Stadtjubiläum. Regensburg kennt ja keinen Zeitpunkt seiner Entstehung, es ist keine gegründete, es ist eine gewachsene Stadt. Dennoch besitzt Regensburg eine Gründungsurkunde, wie sie keine andere Stadt in Deutschland so alt und so wichtig aufweisen kann: Es ist eine ursprünglich acht Meter lange in Stein gemeißelte ehemalige Torschrift, die für das Jahr 179 n. Chr. den Bau des Römerlagers *Castra Regina* unter Kaiser Marc Aurel bezeugt. Bruchstücke befinden sich heute im Städtischen Museum.

Man kann annehmen, daß mit *Castra Regina* die eigentliche Stadtgeschichte beginnt. Man weiß aber andererseits, daß Regensburg viel älter ist, daß es schon vor *Castra Regina* im heutigen Stadtteil Kumpfmühl ein Kohortenkastell gab, daß vor den Römern die Kelten hier waren und die Keltenniederlassung *Rathaspona* hieß, und daß schließlich die Siedlungsgeschichte noch weiter zurückgeht, letztlich bis in die Ältere Steinzeit, denn Spuren des Menschen sind seit dieser Zeit im Raum der Stadt ausgegraben worden.

Es gibt aber auch die Meinung, daß *Castra Regina*, trotz seiner angeschlossenen Zivilsiedlung, noch keine rechte Stadt gewesen sei, eben ein Soldatenlager, eine Großkaserne für die 6000 Mann der III. Italischen Legion. Zur Stadt sei Regensburg doch erst im frühen Mittelalter geworden, wo es unter den Agilolfingerherzögen die Hauptstadt Bayerns war.

Wie dem auch sei, – wir zitieren hier wieder einmal Goethe, der 1786 auf seiner Italienischen Reise beim Besuch Regensburgs in sein Tagebuch schrieb: „Regensburg liegt gar schön, die Gegend mußte eine Stadt herlocken.“ Das ist die denkbar trefflichste Kennzeichnung; denn Regensburg verdankt sein Entstehen, seine Stellung in der Römerzeit und seinen europäischen Rang im frühen und hohen Mittelalter der Lage am nördlichsten Punkt der Donau, die hier durch zwei Inseln geteilt ist. An dieser Stelle mußte sich eine Ansiedlung entwickeln, die unergründlich alt ist, von deren Entstehen merkwürdige Sagen erzählen. Als Stadt mit den sieben Namen wird sie im Volksbuch von Doktor Johannes Faustus vorgestellt. Über sieben Namen sind aus den verschiedenen Chroniken zusammenzulesen. Der Bischof Argeo von Freiburg schreibt 760 über diese Stadt: „*Radaspona* ist uneinnehmbar. Es ist aus Quadersteinen erbaut, hoch ragen seine mächtigen Türme, Brunnenwasser besitzt es im Überfluß.“ Und der Chronist Otloh sagt im Jahre 1050, daß sie alt und neu zugleich sei, die erste unter allen großen Städten und keine Stadt Deutschlands berühmter.

Vom 10. bis zum 14. Jahrhundert behauptete Regensburg seine Machtstellung im europäischen Handel. Regensburger Münze wurde überall bevorzugt eingewechselt. In der Deutschenherberger von Venedig hatte die Stadt den Ehrensitz, da Regensburger Kaufleute die ersten Handelsverbindungen mit Italien angeknüpft hatten. Noch heute zeugen die mittelalterlichen Turmhäuser in Regensburg von dieser Beziehung. Diese nach dem Vorbild der italienischen Adelsburgen gebauten Häuser sind in Deutschland nur hier zu finden.

1245 wurde Regensburg freie Reichsstadt, die einzige in Altbayern, die östlichste im Reich. Tragisch klang das Mittelalter aus. Die Stadt erschütterten wirtschaftliche, politische und religiöse Wirren.

Im Jahre 1542 nahm Regensburg die Reformation an, es wurde nunmehr evangelische Reichsstadt. Gleichwohl blieb die Bevölkerung überwiegend katholisch, nur der Rat und die Bürger mit Bürgerrecht wurden evangelisch. Auch das Hochstift des Bischofs und die zahlreichen altherühmten Stifte und Klöster in Regensburg blieben. So wurde Regensburg nach dem 30jährigen Krieg eine Stadt der Toleranz – wohl Regensburgs schönste Tradition! Eine andere fast traditionelle Einrichtung war der „Immerwährende Reichstag“, die ab 1663

tagende 143jährige Reichsversammlung, der seit dem Mittelalter in Regensburg an die sechzig einzelne Reichstage vorausgegangen waren. Das Ende des Reiches im Jahre 1806 bedeutete auch das Ende des langen Reichstages und das Ende der Reichsfreiheit. Für etliche Jahre wurde Regensburg das Fürstentum des ehemaligen Kurerzkanzlers Carl von Dalberg, ein höchst merkwürdiges Staatsgebilde. Nachdem Napoleon im Kampf gegen Österreich 1809 die Stadt eingenommen hatte, kam sie 1810 zu Bayern, dessen Hauptstadt sie in früherer Zeit gewesen war.

Die Weltstadt des Mittelalters, die einstige Reichs- und Reichstagsstadt wurde Provinz, wenn auch Hauptstadt des Regenkreises, später der Oberpfalz. Wohl regten sich auch im 19. Jahrhundert Kräfte, die bis in die Gegenwart wirksam blieben: So entstanden bedeutende Verlage, und es wurden die Kirchenmusikschule und die Dompräbende der Regensburger Domspatzen gegründet. Doch man spricht mit Recht von den „stillen Jahren“ des 19. Jahrhunderts. Großstadt wurde Regensburg dann plötzlich nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich in der unzerstörten Stadt zahlreiche Flüchtlinge aus den Ostgebieten niederließen. Großstadt war es aber zunächst nur nach der Bevölkerungszahl. Das eigentliche Erwachen Regensburgs vollzog sich allmählich.

Heute ist sie mit 133 000 Einwohnern die viertgrößte Stadt Bayerns und das Zentrum Ostbayerns. Während es früher nur eine Zucker- und eine Schnupftabakfabrik gab, haben sich nunmehr in Regensburg Unternehmer und Konzerne von weltweiter Bedeutung mit Haupt- und Zweigwerken niedergelassen. 1971 erfolgte mit der Eröffnung der Autobahn Nürnberg–Regensburg der Anschluß an das europäische Straßennetz. Eine neue Donaubrücke wurde im Stadtraum gebaut, nachdem die mittelalterliche Steinerne Brücke über 800 Jahre lang der einzige Verkehrsweg über beide Stromarme gewesen war. Der Osthafen wurde ausgebaut, in den jährlich 12 000 Schiffe aus den acht Anliegerstaaten der Donau einfahren. Die Rhein-Main-Donau-Wasserstraße ist im Entstehen. Sie soll den alten Traum, die Verbindung vom Schwarzen Meer und zur Nordsee, erfüllen.

Vor allem aber ist das große Kulturerbe der Vergangenheit in Regensburg wieder lebendig. Die Stadt erweist sich als wahre Schatzkammer. Zahlreiche Bau- und Kunstdenkmäler aus zwei Jahrtausenden wurden zum großen Teil hervorragend wiederhergestellt: das Alte Rathaus, das originalste gotische Rathaus in Deutschland, der Herzogshof, die älteste bayerische und zugleich deutsche Residenz, und großartige Patrizierhäuser, die meist verbaut und verelendet waren.

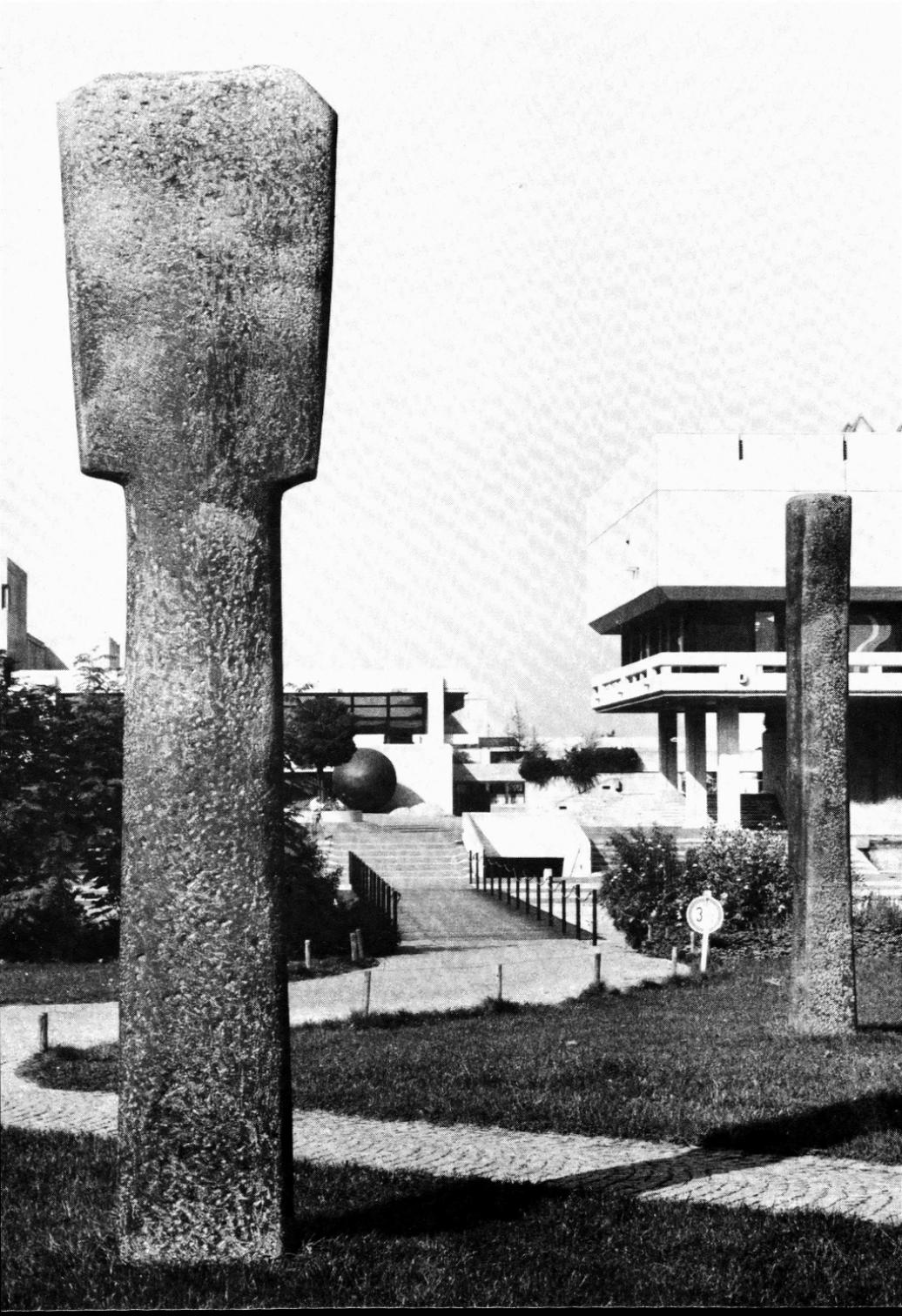
Neben diesen Sehenswürdigkeiten hat Regensburg acht Museen und Sammlungen sowie zehn wissenschaftliche Bibliotheken mit 2,8 Millionen Büchern. Auch der großartige Domschatz wurde endlich zugänglich gemacht und das Diözesanmuseum mit dem zentralen Kunstdepot der Diözese und Restaurierungswerkstätten eröffnet. Schließlich wurde jüngst das großartige gotische „Haus zum leeren Beutel“, einst ein Getreidespeicher, nach umfangreicher Restaurierung als Ostbayerische Galerie und Staatliche Filialgalerie seiner neuen Bestimmung übergeben. Schon 1952 wurde die Dompräbende in das Musikgymnasium der Regensburger Domspatzen umgewandelt, 1978 die Kirchenmusikschule in die Fachakademie für katholische Kirchenmusik und Musikerziehung.

Die Regensburger Universität wurde als vierte bayerische Landesuniversität 1967 eröffnet, wobei – anders als bei früheren Universitätsgründungen – der gesetzliche Gründungsbeschluß nach über jahrzehntelangem Kampf durch den Volkswillen erreicht wurde, dessen Sprecher der Verein der Freunde der Regensburger Universität war.

Der Dornröschenschlaf des 19. Jahrhunderts hatte sein Gutes: Regensburg blieb als mittelalterliche Großstadt erhalten, von der Wilhelm Hausenstein sagt:

„Ist nicht das Sichtbare und Erhaltene dieser Stadt fast mehr, als auch ein weitaufgepannter Sinn zu fassen vermag!“

Heute, nach Regensburgs Wiedererwachen, gilt für die Stadt auch wieder der Spruch des Chronisten Otloh aus dem Jahre 1050: „Regensburg ist alt und neu zugleich.“





*Regensburg – Stadtansicht am Donauufer mit Dom St. Peter, Brückentor und Steinerne Brücke von 1826  
1985 Jubiläumsjahr – 850 Jahre Steinerne Brücke*

Bei chronischer Hepatitis, Fettleber, Zirrhose

# Thioctacid®

der physiologische Schlüssel  
zur Regeneration der Leber

Asta-Werke AG, Chemische Fabrik, Bielefeld,  
Chemiewerk Homburg,  
Zweigniederlassung der Degussa AG,  
Frankfurt am Main, Thioctacid®

#### Zusammensetzung:

1 Ampulle (2 ml) enthält 64,4 mg Ethylendiaminsalz der  
 $\alpha$ -Liponsäure (entsprechend 50,0 mg  $\alpha$ -Liponsäure).  
1 lackierte Tablette enthält 50,0 mg  $\alpha$ -Liponsäure.

#### Indikationen:

Chronische Lebererkrankungen. Fettleber und Fettzirrhose,  
besonders durch Alkohol. Durch Pilzvergiftung verursachte  
Leberschädigung. Neuropathia diabetica. Alkoholische Poly-  
neuropathie.

#### Nebenwirkungen:

Bei sehr rascher intravenöser Injektion können gelegentlich  
Kopfdruck und Atembeklemmung auftreten, die jedoch bald  
wieder spontan abklingen. Bei empfindlichen Patienten können  
im Bereich der Injektionsstelle brennende Schmerzen  
auftreten.

#### Dosierung und Anwendungsweise:

Ampullen: Tagesdosis 100 mg (= 2 Ampullen) langsam intra-  
venös (1 Ampulle in mindestens 1 Minute) oder intramuskulär,  
wenn möglich auf zwei Einzelgaben verteilt. In schweren  
Fällen, z.B. bei Polyneuropathien und Pilzvergiftungen, kann  
diese Dosis auf 300 mg (= 6 Ampullen), bei lebensbedroh-  
lichen Zuständen bis auf 500 mg (= 10 Ampullen) pro Tag  
erhöht werden. Es ist empfehlenswert, Thioctacid allein zu  
injizieren und nicht einer Dauertropfinfusion zuzusetzen.  
Ampullen vor Licht schützen. Tabletten: 3mal täglich 1-2  
Tabletten einnehmen. Sollte eine Anfangsbehandlung mit  
Ampullen nicht möglich sein, wird empfohlen, die Therapie  
mit 3mal täglich 2 Tabletten einzuleiten.

#### Packungen und Preise:

5 Ampullen 50 mg, 2 ml	DM 33,70
30 Tabletten (N1)	DM 14,60
100 Tabletten (N3)	DM 40,50
Anstaltspackungen	

(Stand: Juni 1985)

# Allergospasmin®

## Asthma-Prophylaxe und Broncho-Spasmolyse

Chemiewerk Homburg,  
Zweigniederlassung der Degussa AG,  
Frankfurt am Main, Allergospasmin®

### Zusammensetzung:

Ein Sprühstoß zu 69,35 mg enthält 1 mg Cromoglicinsäure, Dinatriumsalz (Dinatrium cromoglicicum) und 0,5 mg Reproterolhydrochlorid.

### Anwendungsgebiete:

Allergospasmin dient zur Verhütung und Behandlung von Atemnot bei chronisch obstruktiven Atemwegserkrankungen: Asthma bronchiale (allergisches Asthma und nicht allergische endogene Asthmaformen, ausgelöst durch Belastung, Stress oder Infekt), chronische, asthmaphänliche Bronchitis verschiedener Ursache mit oder ohne Emphysem.

### Gegenanzeigen und Hinweise:

Obwohl keine Anhaltspunkte für eine fruchtschädigende Wirkung bestehen, soll die Anwendung von Allergospasmin während der ersten drei Monate der Schwangerschaft möglichst vermieden werden. Nicht über 25° C aufbewahren. Behälter steht unter Druck. Vor Sonnenbestrahlung und starker Erwärmung schützen. Auch nach Verbrauch nicht gewaltsam öffnen oder verbrennen.

---

### Nebenwirkungen:

Es können bei besonders empfindlichen Patienten gelegentlich feines Fingerzittern, Herzklopfen oder Unruhe auftreten.

### Wechselwirkungen mit anderen Mitteln:

Bei gleichzeitiger Anwendung von anderen bronchialerweiternden Mitteln (Andrenergika) ist auf eine mögliche Verstärkung der beschriebenen Nebenwirkungen zu achten.

### Dosierung, Art der Anwendung:

Für Erwachsene und Kinder gelten folgende Dosierungsempfehlungen. Zur vorbeugenden Behandlung von Atemnot viermal täglich zwei Sprühstöße Allergospasmin inhalieren, d.h. je zwei Inhalationen nach dem Aufstehen, zur Mittagszeit, gegen Abend und vor dem Schlafengehen. Falls erforderlich, können zur Behandlung von akuter Atemnot zusätzlich ein bis zwei Sprühstöße inhaliert werden. Bei Bedarf kann die Inhalation nach frühestens drei Stunden wiederholt werden.

### Darreichungsform und Packungsgröße:

---

Originalpackung mit 112 Einzeldosen zur Inhalation

DM 48,75

(Stand: Juni 1985)